

Abenteuer Afrika

Reisetagebuch von Sylvia Vogel und Charly Julier (www.4x4expedition.com)



Angola

Mittwoch, 07.09.2005

Grenzübergang DR-Kongo nach Angola

Der Schlagbaum öffnete sich und wir betraten Angolanisches Territorium. Die Beamten hier waren weniger nett, als in DR-Kongo. Der Beamte schnappte unsere Pässe und verschwand im Gebäude. Wir hatten in der Zwischenzeit draussen zu warten. Ich postierte mich gut sichtbar vor dem Gebäude, während Charly schon mal das Carnet stempeln liess. Dieses wurde von einem Herrn in Massanzug postwendend und korrekt erledigt.

Die Pässe dagegen liessen lange auf sich warten und so beschlossen wir uns ins Auto zu setzen. Wir assen etwas Brot und packten unsere Bücher aus. Gerade als wir es uns bequem machen wollten, hatte man es sich doch überlegt und man wollte unsere Pässe nun bearbeiten. Gut waren wir früh dran, so hatten wir den ganzen Tag noch vor uns und konnten genügend Zeit demonstrieren. Der Chef höchst persönlich bestimmte wo im Pass der Einreisestempel zu platzieren war und der Zollbeamte stempelte gehorsam exakt an dieser Stelle. Danach hiess es, fertig und wir machten uns so rasch als möglich vom Acker. Eigentlich hätten wir noch zu einem anderen Häuschen gehen müssen, um uns dort interviewen (verhören?) zu lassen, doch wir wollten nicht noch mehr Zeit mit irgendwelchen dubiosen Fragespielchen verplempern.

Wir durchfuhren den kleinen Ort Noqui und warfen einen letzten Blick auf den Kongo Fluss. Die Gegend war nun hügelig und wir durchquerten die Landschaft auf einer angenehmen Piste. Diese Piste war auf den ersten 77 Kilometer in einem sehr guten Zustand und uns begegneten auch einige grosse Baumaschinen. Eine davon kam über einen Hügel in einem Höllentempo angerast, ja fast angeflogen. Wir konnten gerade noch rechtzeitig Platz machen, sonst hätten wir hinterher wohl ziemlich flach ausgesehen.

Nach diesen 77 Kilometern wurde die Piste dann brutal. Tiefe Löcher und Längsrillen, vor denen es kein Entrinnen gab. Snoopy musste seine ganzen Verschränkungsmöglichkeiten beweisen. Oft hatten wir eine bedenkliche Schräglage. Höchste Konzentration war gefragt. In den Ebenen war die Piste dann wieder gut befahrbar, aber sobald eine Steigung da war, wurde die Piste wieder abenteuerlich. Wir hatten Glück, denn es kam uns kein LKW entgegen. Eine Strecke war besonders steil und schmal. Wir hatten keinerlei Ausweichmöglichkeiten, links der Hang, rechts der Abgrund und dazwischen übelste Piste.

Ab Lufico wurde die Piste bedeutend besser und Gott sei Dank kam uns erst dort ein LKW entgegen. Nun konnten wir wieder flott voranfahren. Es gab vereinzelt noch ein paar holprige Stellen, doch im Grossen und Ganzen liess

es sich gut fahren.

Am späten Nachmittag kamen wir schliesslich in Tomboco an. Eine einfache, arme Dorfgemeinschaft. Wir fragten nach dem Weg und man zeigte uns gerne den Weg.

In der Mission angekommen wurden wir von Ademar freundlich empfangen. Er war Brasilianer, wie es sich später herausstellte. Er rief dann auch gleich den jungen sympathischen Padre Bento, denn er war hier der Chef. Beiden hiessen uns überaus herzlich willkommen und wir waren überwältigt von der Liebenswürdigkeit der beiden Priester.

Bento zeigte uns sogleich die Dusche und das WC, welche wir benutzen durften. Kaum hatten wir uns installiert, da kam auch schon Padre Bento und wollte uns der Dorfprominenz vorstellen. Artig schüttelten wir die Hände und erzählten von unserer Reiseroute. Da unsere Aufzählung aber dem Bürgermeister zu lang erschien, schnitt er mir das Wort ab und kürzte auf Kongo – Cabinda – Angola ab. Auch recht! Man verabschiedete sich von uns und wir bereiten unser Abendessen vor. Wir waren den ganzen Tag gefahren und entsprechend hungrig.

Da erschien auch schon wieder Padre Bento und fragte, ob wir Lust hätten am Abend mit Ihnen auf ein Fest zu gehen. Heute sei der Nationalfeiertag von Brasilien. Wir waren etwas verwundert, wieso man hier diesen Tag feierte, aber wir sagten gerne zu. Der Grund war natürlich Ademar, da er Brasilianer war, aber auch Bento hatte ein paar Jahre in Brasilien verbracht und war immer noch von diesem schönen Land begeistert.

Wir hatten schon fast fertig gekocht, als Ademar kam und erklärte, dass wir zum Essen eingeladen sind und nicht schon vorher essen sollten. Doch wir waren zu hungrig und wollten unsere Rostbratwürste mit Kartoffelbrei und Rotkraut nicht verkommen lassen. Es war ein Festschmaus für uns.

Später gingen wir uns den Staub abduschen. Danach war es auch schon bald 19 Uhr und somit Zeit zum Aufbruch. Bento stellte uns vorher noch kurz den Schwestern Josefina, Maria und Margrit von der Missionsstation vor.

Nachher stiegen wir in den Land Rover der Mission und fuhren zu Dona Bella. Eine Angolanerin, die uns grosszügigerweise zusammen mit den Priestern zum Essen eingeladen hatte. Sie hatte den Tisch mehr als reichlich gedeckt. Gegrillte Seezunge, Fischragout nach Art von Benguela, Schweinerippchen, Gemüseintopf und Hirsebrei. Alles war ganz lecker, nur mit den Fischgräten hatten wir so unsere Mühe. Dona Bella kaute dagegen unbeschwert auf dem Fisch herum und spuckte anschliessend die unguenen Teile auf den Teller zurück. Etwas ungewohnt für uns, aber effizient. Sie war eine sehr grosszügige Person. Tischte sie doch zuerst teuren, schottischen Whisky auf und danach floss das Bier in Strömen.

Sie war auch eine sehr gesprächige Person und hatte andauernd etwas zu erzählen. Später zeigte sie uns Fotos und diverse Ausweise von früher. Einer davon wies sie als Radio Moderatorin aus. Der perfekte Job für sie. Heute verkauft sie allerdings alkoholische Getränke. Sie hatte sogar eine Waschmaschine in ihrem Badezimmer, da habe ich nicht schlecht gestaunt. Es wurde viel erzählt und gequatscht und nebenbei lief immer der Fernseher. Dona Bella, die eigentlich Isabella hiess, wollte uns immer wieder zum Essen überreden, doch waren wir nun so vollgefressen, dass da wirklich kein Platz mehr war.

Zum Abschied spendierte sie den Priestern die Flasche mit dem restlichen Whisky und die übrigen Schweinerippchen.

Mit drallen Bäuchen fuhren wir zurück zur Mission und legten uns schlafen.

Donnerstag, 08.09.2005

Von Tomboco in Richtung Luanda

Wir waren gegen 7:30 Uhr wach geworden und hatten anschliessend schon mal unsere Sachen zusammengepackt. Nach unserem kurzen Müsli-Frühstück wollten wir schon weiterfahren, als Bento uns freundlich zu einem Kaffee einlud. Kann man da nein sagen? Gerne sind wir zu ihm ins Missionshaus gegangen und lieb wie er war, hatte er nicht nur Kaffee, sondern gleich auch noch Frühstück aufgetischt. Wir waren jedoch nicht mehr hungrig nach der Portion Haferflocken, einen Kaffee haben wir jedoch gern mit dem Padre getrunken. Schade, dass wir uns nicht besser unterhalten konnten. Mit meinem Spanisch konnte ich mich zwar ganz gut durchschlagen, doch wenn Bento mit seinem Portugiesisch zu schnell sprach, hatte ich doch etwas Mühe. Er erzählte begeistert von seiner Schule, die er neu auf dem Missionsgelände errichtete. Als wir unseren Kaffee getrunken hatten, zeigte uns Bento die Baustelle und die Mission. Die Baustelle war gross und man konnte schon gut die Umrisse der einzelnen Klassenräume sehen. Die Rohre für die Sanitärenanlagen wurden gerade in den Boden eingelassen. Die Schule hatte den Grundriss von einem U und in der Mitte wird es dann einmal einen schönen Innenhof geben. Wir konnten das Leuchten in Bentos Augen sehen, wenn er mit Enthusiasmus von der künftigen Schule erzählte. Er trieb die Arbeiten stark voran, damit die Kinder bald bessere Bedingungen erhielten. Im kleinen Direktorenzimmer stapelten sich die Bücher für die Kinder. Als nächstes besuchten wir die Schulklassen. Der Lehrer kam aus dem Klassenzimmer und begrüßte uns herzlich. Er lud uns ein, die Klasse doch schnell zu begrüßen. Wir betraten das Klassenzimmer und alle Kinder standen auf und riefen im Chor: „Guten Morgen Herr und Frau Reisende“. Nett, dass sie nicht einfach Touristen zu uns gesagt haben.

Es waren insgesamt 4 Klassenzimmer und wir besuchten alle. So einheitlich wie in der ersten Klasse klang der Chor aber nicht mehr. An den Tafeln standen einfache Rechenaufgaben, die von den Schülern gelöst werden mussten. Die Kinder betrachteten uns neugierig und hatten natürlich einiges zu kichern. Die Bänke und Stühle waren eng aneinander gereiht, viel Platz hatten die vielen Kinder wirklich nicht in den kleinen Räumen. Morgens waren die kleinen Kinder in den Klassen und nachmittags die grösseren. Mangels Räumlichkeiten, wurde der Unterricht im Schichtbetrieb abgehalten. Bento erzählte uns noch, dass während des Krieges hier sogar der Universitätsunterricht stattgefunden hatte.

Wir liefen weiter zur Krankenstation. Die Apotheke war super sauber und die wenigen Medikamente waren in Glasschränken verstaut. Im Behandlungszimmer war gerade Schwester Maria dabei eine Kranke zu versorgen. Sie begrüßte uns kurz und widmete sich dann wieder der Frau. Die Ausstattung war dürftig, aber ausreichend. Die 5 Krankenbetten waren in einem Raum und ohne Laken. Kein weiteres Bett hätte noch Platz gehabt. Da soll sich mal einer über unsere Verhältnisse in Europa beklagen. Wenn man die Situation hier sieht, haben wir den puren Luxus im einfachsten

Mehrbettzimmer. Die Leute hier tun aber was sie können, um aus dem wenigen das sie haben das Maximum rauszuholen, das muss man ihnen lassen.

Wir haben auch den Arbeitern zu geschaut, welche die Steine für die neue Schule herstellten. Freudig stellten sie sich in Pose, als wir ein paar Fotos machen wollten. Weiter führte uns Bento zu den Haustieren der Mission. Es gab diverse Schweine mit Jungen. So niedliche Steckdosen! Eine neugierige Ziege stand auf dem Ofen und überblickte alles. Hühner liefen frei herum. Bedauerlicherweise werden bei uns die Tiere nicht mehr so gehalten. Jedes Tier hatte seinen Auslauf. Auch die Schweine hatten ihren Ausgang und durften für eine bestimmte Zeit sogar ihr Gehege verlassen und den unteren Teil der Mission durchwühlen.

Drei junge Frauen waren gerade dabei Wäsche zu waschen. Eine wollte sich nicht mit den anderen fotografieren lassen, weil sie Pickel im Gesicht hatte. Eitel sind doch alle Frauen, egal wo auf dieser Welt, äußerte sich Charly.

Zum Abschied mussten wir natürlich auch von Bento noch Fotos machen. Leider war sein brasilianischer Kollege Ademar schon vor 7 Uhr nach Luanda abgefahren, so dass wir es bedauerten, dass wir uns nicht von ihm verabschieden konnten.

Eigentlich wäre ich gerne noch einen Tag geblieben und auch Bento hätte gerne noch etwas Gesellschaft gehabt, doch Charly zog es nach Süden. Gegen 10 Uhr kamen wir dann endlich los und verliessen das Missionsgelände.

Wir fuhren durch das kleine Städtchen Tomboco und weiter in Richtung N'Zeto. Die Strasse war miserabel. Sie glich eher einem Geschicklichkeitsparcours. Gegenüber den Schlaglöchern waren die Teerreste oft in der Minderheit. Ein Ausweichen war schwer möglich. So kamen wir auf der löchrigen Teerstrasse nur sehr langsam voran. Einige LKWs quälten sich auch auf der Strasse und kamen uns folglich auch nur langsam entgegen. Die Vegetation war immer noch reich an Bäumen und auch eine grosse Art von Kaktussen gesellte sich hinzu. Die gigantischen Baobab-Bäume waren mit länglichen Früchten behangen und sahen aus, als ob man an Weihnachten vergessen hatte, sie wieder vom Christbaumschmuck zu befreien.

Ein – zwei Panzer haben wir auch am Strassenrand gesehen. Sie rosten nun friedlich vor sich hin. Die Brücken waren zwar alle noch gut befahrbar, doch fehlte bei der einen oder anderen das Geländer.

In N'Zeto hofften wir nun auf eine bessere Strasse zu gelangen, doch leider wurden wir enttäuscht. Das Fischerdorf N'Zeto machte eher einen trostlosen Eindruck auf uns. An einigen Häusern konnte man noch die Einschusslöcher des vergangenen Krieges erkennen, doch heute verläuft hier das Leben in ruhigen Bahnen.

Die Piste nach Caxito war anfangs etwas besser, doch lange hielt die Freude nicht an. Dem ungeachtet hatte der Verkehr stark zugenommen. Viele LKWs lagen am Strassenrand und ihre Fahrer waren mit deren Reparatur beschäftigt. Diverse LKW-Wracks befanden sich in den Böschungen und am Strassenrand. Die schlechten Strassen fordern ihren Tribut!

Ein LKW-Fahrer hielt uns an und fragte, ob wir nicht etwas Klebstoff zum Reifen flicken hätten. Natürlich hatten wir und gaben gern etwas Klebstoff ab.

Links und rechts von der Strasse war dichtes Buschwerk. Es wurde nun schon wieder dunkel und wir mussten uns einen Platz für die Nacht suchen, denn bis zur Missionsstation in Caxito würden wir es nicht mehr schaffen. Im Dunkel zu fahren, war auch nur wenig einladend. Wir hatten Glück und fanden gerade noch rechtzeitig eine alte Einfahrt. Wir fuhren hinein und konnten uns gut hinter ein paar Büschen verstecken.

Unser Abendmahl bestand aus Fertigreis und Spiegeleier. Der Reis war nicht besonders schmackhaft, aber rasch fertig. Gerade bevor es ganz dunkel geworden war, hatten wir alles wieder aufgeräumt. Dunkel war nur der Vorname, so stockdunkel war es. In der Nacht hörten wir nur noch vereinzelt einen LKW vorbei donnern und waren froh ein gutes Plätzchen gefunden zu haben.

Freitag, 09.09.2005

Ankunft in Luanda

Kurz nach 6 Uhr waren wir wach, hatten aber nicht gleich Lust aufzustehen. Wir waren noch etwas müde, da uns die LKWs in der Nacht manchmal aufgeweckt hatten. So nahmen wir es gemütlich. Nach dem Frühstück und ehe wir alles wieder reisefertig hatten, kam plötzlich ein Mann durch das Gebüsch. Ein Waldarbeiter, wie es sich herausstellte. Er grüsste uns freundlich und wollte eine Zigarette von uns, doch da wir beide Nichtraucher sind, hatte er leider Pech. Da denkt man, man ist an einem verborgenen Platz, weit weg vom nächsten Dorf und schon ist da wieder einer der vorbeikommt. So ist das halt in Afrika, es ist schwierig mal einen Platz für sich alleine zu haben.

Wir machten uns wieder auf den Weg nach Caxito. Die Strasse war im gleichen bescheidenen Zustand wie am Tag zuvor. Loch an Loch und wir fuhren im Slalom. Rasch kamen wir so natürlich nicht voran. Kurz vor Caxito nahte dann der erste Kontrollposten. Wir hatten von diesem schon so viel schlechtes gehört und waren auf alles gefasst. Der freundliche Soldat wollte nur wissen woher wir kamen und wohin wir wollten. Von N'Zeto nach Luanda, war unsere Antwort und der gute Mann wollte schon die Schranke öffnen, als ein gutangezogener junger Mann mit cooler Sonnenbrille kam und weitere Fragen stellte. Wir taten so, als ob wir kein Wort verstehen. Wie immer war es den Beamten zu anstrengend sich mit uns in Englisch zu unterhalten und so liess man uns nach einem kurzen Blick in die Wohnkabine weiterfahren. Sie winkten uns noch freundlich hinterher und wir waren froh, keine von diesen Horrorgeschichten mit Verhör oder Rückfahrt bis zur Grenze erleben zu müssen. Die Situation hat sich in ganz Angola stark verbessert und wir hoffen, dass solche Erzählungen nun der Vergangenheit angehören werden.

Die Landschaft um Caxito hatte nun einen anderen Charakter. Nun wurde fleissig Landwirtschaft betrieben. Am Strassenrand wurde diverses Gemüse und Obst angeboten. Tonnenweise wurden Tomaten auf kleinen Lastern befördert.

Eine Kirche am Wegesrand war neu restauriert worden und gab dem Ort einen portugiesischen Touch.

Je näher wir uns nach Luanda begaben, desto dichter wurde der Verkehr. Die Strasse war zwar ab Caxito besser geworden, doch kamen wir nun wegen

den vielen LKWs nicht mehr so richtig voran.

Die Einfahrt nach Luanda führte uns zuerst durch ein Industriequartier. Eine riesige Land-Rover-Garage erklärte die vielen Landis auf der Strasse.

Der Schock kam erst, als wir durch den Markt fahren mussten. Stossstange an Stossstange, so wühlten wir uns über und durch die Müllberge. Viel Betrieb war um uns herum. Strassenhändler wollten wieder alles möglich verkaufen, während sich die frechen Minibusse einfach den Weg erpressten, bzw. LKWs den Weg versperrten. Ohne Rücksicht auf Verluste wurde gedrängelt. Da heisst es warten oder eine Beule einfangen. Schritttempo wäre hier ein rasantes Tempo gewesen. Es kostete uns viel Geduld, Zeit und Nerven, bis wir endlich die stinkenden Müllberge hinter uns gelassen hatten. Wir beobachteten Menschen, die im Abfall noch etwas essbares oder verwertbares suchten. Elend pur! Sogar die Bäckerei, in der ich rasch ein paar frische Brote kaufte, wurde von einem bewaffneten Soldaten bewacht.

Wir waren froh, als wir das Elendsviertel endlich hinter uns gelassen hatten. Wir kamen kurz bevor der Verkehr endgültig kollabierte in ein besseres Viertel. Wir folgten der Strasse und bogen in die untere Stadt von Luanda ab. Dort war das Bankviertel angesiedelt und wir hofften jemanden zu finden, der uns den Weg zur Mission Cristo do Rei zeigen könnte. Vor einer Bank hielten wir an und fragten das Wachpersonal. Gewöhnlich kennen diese Männer ihre Stadt sehr gut. Wir hatten Glück und sie wussten auch wo sich die Mission befindet, nur war diese nicht mehr auf unserem Stadtplan zu finden. Zu weit war sie vom Stadtzentrum entfernt. Sie versuchten mir den Weg zu erklären, doch war es schlussendlich eher verwirrend, da alle durcheinander sprachen. Ich wollte schon einen Stift holen, damit die Männer mir einen Plan skizzieren können. Da erklärte sich ein Kunde der Bank bereit, uns zur Mission zu bringen. Wir waren froh jemanden gefunden zu haben, der vorne weg fuhr. Liebenswürdig wie schon so oft in Afrika, fuhr der Mann mit seinem Kleinwagen quer durch die ganze Stadt, da sich die Mission im Osten von Luanda befand. Wir brauchten fast eine ganze Stunde bis wir dort waren. Der Mann begleitete uns bis zur Pforte der Mission und als ich mich bedankte und ihm ein paar Hunderter als Benziningeld geben wollte, da winkte er nur ab und zog ein paar Tausender aus seiner Hemdtasche und lachte. Wir bedankten uns noch einmal und winkten ihm zum Abschied abermals zu.

In der Katholischen Mission fragten wir nach dem Padre Chico, der eigentlich Francesco hiess. Bento hatte uns liebenswürdigerweise die Adresse und den Namen seines Kollegen aufgeschrieben. Der Wachmann der Mission brachte uns zum Haus des Paters. Wir klingelten und übergaben die Notiz von Bento. Etwas erstaunt nahm der Padre Chico unser Anliegen entgegen und erklärte, dass er dies nicht entscheiden könne und holte seinen Vorgesetzten. Dieser war ein hoch intelligenter Mann. Er sprach Spanisch und Englisch. Er war vor kurzem von Madrid zurück nach Angola gekommen, um die Leitung dieser Mission „Missionario Verba Divino“ in Luanda zu übernehmen. Er freute sich über unseren Besuch und erlaubte uns auf dem Missionsgelände zu übernachten, nachdem wir versichert hatten, dass wir kein Zimmer benötigen. Wir durften sogar die Dusche und das WC des Hauses benutzen. Leider hatte er anschliessend eine wichtige Messe abzuhalten und hatte deshalb nur wenig Zeit für eine Unterhaltung.

Pater Chico bot uns dafür etwas zu trinken an, welches wir gerne annahmen. Wir sassen also in der Küche und tranken ein Bier, welches uns nach diesem anstrengenden Tag besonders gut tat. Der Pater brachte auch gleich noch

weitere Flaschen, welche wir aber nicht mehr annahmen. Als wir das Bier bezahlen wollten, wurde nur freundlich abgewinkt. So viel Gastfreundschaft und Warmherzigkeit, wir waren wieder einmal baff.

Wir gingen zurück zum Auto und da stand plötzlich Ademar, der Brasilianer. Die Freude war gross und die Begrüssung war entsprechend herzlich. Er war zusammen mit George, einem Priester aus Kongo-Kinshasa. Leider hatten die Beiden noch etwas wichtiges zu tun und nicht allzu viel Zeit für uns.

Mittels Satelliten-Telefon nahmen wir Kontakt mit Martin auf. Ein Deutscher, der seit einem Jahr in Luanda lebt. Wir wollten uns mit ihm treffen und vielleicht sogar etwas gemeinsam zu Abend essen. Leider war das gar nicht so einfach, wie wir uns das vorgestellt hatten. Martin meinte nämlich, dass wir in keinem guten Viertel gelandet wären und er wollte nicht zu uns raus kommen. Wir kannten uns in Luanda nicht aus und wollten uns nicht nachts quer durch diese Stadt quälen. Demzufolge verschoben wir das Treffen auf den nächsten Tag und Martin versprach uns die GPS-Daten per E-Mail zu senden, damit wir ihn besser finden könnten. Wir waren schon ziemlich müde und ruhten uns nach einem kurzen Imbiss etwas aus.

Später war dann wieder einmal Tagebuch und Webseite aktualisieren dran. Wir studierten gerade was wir als Abendessen machen könnten, da klopfte Pater Chico an unsere Tür und fragte, ob wir Lust hätten mit ihnen gemeinsam zu Abend zu essen. Ein Pater hätte Geburtstag und würde sich freuen, wenn wir auch bei der Feier dabei wären. Gerne sagten wir zu und machten uns rasch etwas frisch.

Die Geburtstagsgesellschaft war schon fast vollständig und das Essen war schon auf dem Tisch. Man bot uns Whisky, Amarula, Rum, Wein oder Bier als Apéro an. Mit einem Bier stiessen wir mit all den Priestern an. Es war ein buntes Gemisch an Nationalitäten. Einer war Kolumbianer, einer kam aus Indonesien, zwei waren aus Brasilien, einer aus Portugal, einer kam aus Kongo-Kinshasa und das Geburtstagskind kam von den Philippinen. Wir bedankten uns für die Einladung und als Antwort wurden uns gleich die Teller in die Hand gedrückt, mit der Bemerkung wir sollen essen, soviel wir wollen. Wir waren rasch in ihrer Mitte aufgenommen worden. Wir sassen natürlich bei Ademar, der auch auf diesem Fest nicht fehlte. Schade konnten wir uns nicht besser unterhalten. Er ist ein lustiger Pfarrer dem es auch an Charme nicht fehlte – Schade für die Frauenwelt.

Wir haben uns an diesem Abend auch viel mit George unterhalten, dem Priester aus Kongo. Er fand es schade, dass wir nicht so viel Zeit in seinem Land verbracht hatten. Er war gerade dabei seine Malaria auszukurieren, danach wollte er zusammen mit Ademar nach Tomboco fahren.

Nachdem wir vom köstlichen Gemüseintopf mit Huhn gegessen hatten, wurde auch schon bald die Geburtstagstorte gebracht. Eine Kerze wurde angezündet und ein Geburtstagslied dazu gesungen. Das Geburtstagskind musste unterdessen die Kerze ausblasen. Es wurde Musik gemacht und Sekt ausgeschenkt. Vier Priester tanzten einen Tanz, den der Australier gezeigt hatte. Es erinnerte uns an amerikanische Folklore Tänze, welche man oft auch in Western-Filmen sieht.

Später kamen auch zwei Damen auf einen Sprung herein um mit zu feiern. Küsschen- Begrüssung gibt es auch in Angola, wie wir festgestellt haben. Charly hat das natürlich wieder gefallen. Zwei junge Mädchen waren auch da und ärgerten ein wenig die Priester. Die Kleine war eine richtige kleine Hexe

und Ademar musste spasseshalber Reisausnahmen.

Anschliessend haben wir noch mit dem Chef der Mission ein interessantes Gespräch geführt und später auch mit dem Geburtstagskind.

Die Zeit war wie im Flug vergangen und bald schon war es wieder Zeit fürs Bett. In der Nacht hörten wir diverse Male Schüsse. Wir waren froh an einem sicheren Ort zu sein und dass wir nicht noch in der Stadt unterwegs gewesen waren.

Samstag, 10.09.2005

Raus aus Luanda bis nach Sumbe

Früh aufgestanden und anschliessend die Dusche der Mission ausgiebig genossen. Wir waren gerade fertig, da kam auch schon Pater Chico und fragte, ob wir nicht einen Kaffee oder Tee haben möchten. Gerne sagte wir zu. Ein paar Priester sassen noch am Tisch und unterhielten sich. Wir setzten uns dazu, denn der Frühstückstisch war auch für uns gedeckt worden. Es war alles da. Kaffee, Tee, Brot, Butter, Käse, Speck, Wurst und aus Brasilien eine Frucht-Paste. Diese liess Erinnerungen in mir wach werden, von der Zeit als ich Brasilien bereiste.

Bald aber sassen wir alleine am Tisch und hatten das ganze Frühstück für uns. Wir wollten jedoch die Grosszügigkeit der Menschen nicht ausnutzen und tranken nur einen Kaffee.

Danach verabschiedeten wir uns von allen, ausser von Ademar, da wir ihn finden konnten. Schade!

Wir folgten den GPS-Koordinaten, die wir von Martin erhalten hatten und nach einigem Herumgekurve haben wir ihn tatsächlich gefunden. Er war mit ein paar Namibianer dabei ein Netzwerk für Internet Cafés aufzubauen. Wir wurden freundlich von allen begrüsst. Man bot uns einen Kaffee an, welchen wir gern akzeptierten.

Martin erzählte etwas aus seinem Leben in Angola und was sie hier so alles aufbauen wollten. Charly durfte den Anschluss fürs Internet benutzen und wir hatten seit langem wieder einmal eine super schnelle Verbindung. Charly war ganz begeistert. Leider hatten wir alle nicht so viel Zeit und so haben wir uns vor Mittag schon wieder verabschiedet. Martin erklärte uns noch die Strecke, dann düsten wir auch schon wieder weiter.

Vor dem Supermarkt Martal wechselten wir auf der Strasse noch rasch ein paar Euros, danach suchten wir die Strasse in den gelobten Süden. Dies war aber gar nicht so einfach. Wieder gab es ein Verkehrschaos und wir kamen nur sehr langsam voran. Wir wollten noch Diesel tanken bevor wir die Stadt verliessen, doch leider hatten wir kein Glück. Auf unserem Weg raus aus Luanda kamen wir an drei Tankstellen vorbei, aber keine hatte auch nur einen Tropfen Diesel. Scheibenkleister! Gott sei Dank hatten wir noch genug Reserve, so dass wir nicht nochmals ins Verkehrsgewühl von Luanda fahren mussten. Der Verkehr in Luanda war in etwa so wie bei uns am Freitagabend, wenn alle nach Hause wollen. Die Umgebung wurde aber immer moderner, denn hübsche, kleine, neue Siedlungen sind im Süden von Luanda erbaut worden. Eine vornehme Siedlung mit Palmen stand direkt am Meer und der Golfplatz war auch nicht weit. Pferde grasten auf dem Rasen

des Golfplatzes. Der Süden von Luanda hat ein ganz anderes Gesicht als der Norden mit seinen Slums.

Die Teerstrasse war gut und wir kamen gut vorwärts. Eine grosse, moderne Brücke war erbaut worden und wir mussten 210 Kwazas für die Überquerung bezahlen. Die Gegend war hier wieder grün, aufgrund des breiten Flusses.

Leider stellten wir unterwegs fest, dass sich vom 55-Liter-Tank wieder eine Schraube gelöst hatte, welche Charly gleich wieder anziehen wollte. Wir legten also am Strassenrand einen kurzen Stopp ein. Während Charly sich am Auto zu schaffen machte, bereitete ich für uns ein paar Sandwich zu, denn wir hatten einen Bärenhunger.

Weiter ging es gen Süden, doch die gute Teerstrasse war nach ca. 140 km zu Ende. Wieder gab es reichlich Schlaglöcher. Die Vegetation hatte sich inzwischen verändert, es war trockener geworden. Der Boden war karg und neben den Kaktussen sahen wir nur trockenes Buschwerk und auch wieder unsere Lieblingsbäume, die Baobabs.

Gegen Abend erreichten wir Porto Amboim. Wie die meisten Reisenden suchten auch wir die Standrestaurants und fragten nach, ob wir dort übernachten könnten, wenn wir zu Abend essen.

Wir durften unser Auto neben dem Restaurant parkieren und bestellten demzufolge grillierten Fisch. Leider hatte Charly mit seinem Pessimismus wieder einmal Recht behalten. Er hatte nämlich bezweifelt, dass wir dort gut essen würden. Er hatte aber selber nicht geahnt wie recht er damit haben sollte. Der Fisch hatte einen eigenartigen Geschmack und war total versalzen. Nach ein paar Bissen war mir der Fisch zuwider und ich ass nur die drei Salzkartoffeln zu Abend. Charly ass trotzig den ganzen Fisch auf, denn das Essen war teuer gewesen. Stolze 15 Euro verlangte man für den Fisch! Zu allem Übel hatten wir neben dem schlechten Essen, auch noch eine völlig unmotivierte Serviertochter. Sie schaute lieber mit Hingabe die Schnulze im Fernsehen an, als dass sie uns bediente. Wir waren neben einem Lastwagenchauffeur die einzigen Gäste. Kein Wunder bei dem Preis-/Leistungsverhältnis. Auf meine Bemerkung, dass der Fisch miserabel war, bekam wir keine Antwort. Frustriert gingen wir zurück zum Auto.

Sonntag, 11.09.2005

Nach Lobito – Benguela – Dombe Grande

Die Nacht war ruhig gewesen, trotzdem hatten wir nicht sehr gut geschlafen. Am Morgen war ein junger frecher und doch scheuer Hund vor unserem Auto. Charly hatte sich gleich mit ihm angefreundet und durfte ihn sogar etwas streicheln. Dieser quittierte dies dann mit einem sanften Biss in seinen Unterarm. Der Welpe war ganz verspielt und hatte jede Menge Flausen im Kopf, wie zum Beispiel an unsere Reifen zu pinkeln.

Wir waren froh von diesem unfreundlichen Ort abfahren zu können und waren bald wieder auf der Strasse nach Sumbe. Die Strasse war in einem guten Zustand und so hatten wir die paar Kilometer bald hinter uns gebracht. In Sumbe haben wir dann endlich auftanken können. Die Tankstelle war ziemlich neu und topmodern. In der Stadt machten wir uns danach auf die Suche nach frischem Brot und hatten das Glück eine geöffnete Bäckerei zu finden, in welcher gerade ganz frische und noch warme Brötchen verkauft

wurden. Unser Frühstück war gerettet.

Weiter ging es nun auf einer miserablen Teerstrasse. Die rüttelte uns ganz schön durch und Charly war am Rudern, um den meisten Schlaglöchern auszuweichen. Die Kanten waren scharf und die Löcher tief. Nur langsam ging es voran. Die Behausungen der Einheimischen wurden immer ärmlicher, teilweise hausten sie nur noch in Strohhütten.

Am Nachmittag begegneten uns dann Peter und Sofie mit ihrer kleinen Tochter. Er war Engländer, aber in Sambia aufgewachsen und sie war Französin. Sie waren schon seit drei Jahren mit ihrem Land Rover unterwegs. Sie waren zuerst die Ostküste runtergefahren und haben dann für längere Zeit in Malawi gearbeitet. Nun waren sie wieder in Richtung Norden unterwegs. Wir erzählten etwas von Westafrika und sie empfahlen uns nicht die Schlaglochstrasse nach Lubango, sondern die Strecke über Dombe Grande und Lucira nach Namibe zu nehmen. Ein Pick-up hielt an und nach einer kurzen Unterhaltung riet uns auch der Portugiese diese Strecke zu nehmen. Diese sei zwar schwieriger zu fahren, jedoch landschaftlich viel schöner. Wir waren rasch überzeugt, vor allem nachdem uns Peter mitgeteilt hatte, dass es ab Dombe Grande keine Minen mehr geben soll. Auf der anderen Strecke hingegen hatte früher der Krieg getobt. Übernachten sei auch kein Problem, versicherte Peter, da in diesem Gebiet so gut wie keiner wohnt. Wir sind überredet und ändern unsere Reiseroute.

Leider hatten die Leute keine Zeit, da auch sie einen guten Schlafplatz finden mussten, bevor es dunkel wurde. Wir verabschiedeten uns und fuhren weiter nach Lobito. Nach der schlechten Erfahrung vom Vortag übernachteten wir nicht auf der Landzunge bei den Strandrestaurants. Zudem hatten die Belgier die wir in Libreville getroffen hatten, uns gesagt, dass es dort nicht so sicher sein soll. Die Restaurantbesitzer würden alle nach Ladenschluss die Landzunge verlassen und zudem hätten weisse Arbeiter ihnen davon abgeraten dort allein zu übernachten. Also fuhren wir weiter nach Benguela. Ein hübsches Städtchen mit viel Charme. Ein paar Kolonialbauten und eine schöne Palmallee luden zum Verweilen ein, doch leider mussten wir uns etwas beeilen, da es schon spät und somit bald dunkel wurde. Wir nahmen die Strasse nach Dombe Grande. Die Strasse war wieder mit Schlaglöchern gesegnet und wir kamen langsamer voran als gewünscht. Die Gegend wurde aber schon merklich einsamer. Eine Rarität in Afrika.

Die Gegend um Dombe Grande war sehr fruchtbar und es gab auch wieder mehr Einwohner dort. Wir konnten den fleissigen Leuten bei ihrer Arbeit zusehen. Lange, einspurige Brücken führten über das Feuchtgebiet. Das Dorf selber war einfach und die Leute winkten uns freundlich zu. Einige zeigten wieder mit dem Daumen nach oben und hatten sichtlich Freude, dass Touristen ihr Land besuchten.

Es war nun schon reichlich spät und nicht allzu weit von Dombe Grande fanden wir hinter einem Felsen eine Furt, wo wir gut übernachten konnten. Wir kochten uns Nudeln mit Tomatensauce. Die Nacht war ruhig und totenstill, kein Laut drang zu uns.

Montag, 12.09.2005

Auf abenteuerlicher Piste in Richtung Lucira

Da die Sonne schien und alles so schön friedlich war, sind wir länger liegen geblieben. Wir genossen in Ruhe unser Frühstück. Wir wollten schon aufbrechen, als zirka 6 einheimische Männer auf uns zu kamen. Diese wollten aber nur nachsehen, wer sich da bei ihnen breit gemacht hatte. Leider konnten wir uns nicht so grossartig unterhalten und so verschwanden sie bald darauf wieder. Einer blieb jedoch und sortierte Steine. Zum Abschied winkten wir nochmals zu und er schenkte uns ein Lachen aus seinem fast zahnlosen Mund. Die erste Teilstrecke der Piste war in einem sehr guten Zustand und wir hatten die Kilometer rasch hinter uns gebracht.

Dies änderte sich aber schlagartig, als wir den Miniort Cimo erreicht hatten. Erst galt es ein breites, sandiges Flussbett zu überqueren und danach ging es gleich steil bergauf. Die blanken, kantigen Felsen auf der Piste erschwerten die Fahrt. Doch wo es rauf geht, geht es auch wieder runter. So abenteuerliche Pisten hatten wir nur in Guinea angetroffen. Steile Bergfahrten waren zu meistern und über grosse, dicke Felsbrocken musste unser Snoopy klettern. Unser Adrenalinspiegel wurde ein paar Mal in die Höhe getrieben. Bisweilen mussten wir aussteigen und nachsehen, wie wir da rauf bzw. wieder runter kommen. Steil - wirklich steil war es teilweise. Die nackten Felsen waren schon rund geschliffen und von den Reifen unserer Vorgänger schwarz eingefärbt. Viele Auto- respektive LKW-Wracks säumten den Pistenrand. Ein Zeichen, dass nicht alle diese miese Piste geschafft hatten, denn die Piste bestand eigentlich nur aus den Spuren unserer Vorgänger. Die Felsen über die Hügel waren nie für eine Strasse bearbeitet worden.

Mittags brauchte Charly eine Pause und er wollte nochmals nach dem Tank sehen. Zudem war unsere Dieselpumpe Marke Pierburg aus Deutschland kaputt gegangen. Sie schöpfte keinen Diesel mehr und musste ausgetauscht werden. Es war innerhalb von nur 9 Monaten bereits die zweite Pumpe die kaputt gegangen war.

Überdies quietschte die Tür fürchterlich und wir mussten sie aus den Angeln heben, um sie zu reinigen. Anschliessend genehmigte Charly sich eine kurze Ruhepause, da er seit gestern Durchfall hatte und sich folglich nicht so wohl fühlte. Ich hatte dafür etwas Zahnschmerzen bekommen, die aber bald wieder verschwanden. Vielleicht hatte ich bei den steilen Bergfahrten die Zähne zu fest zugebissen.

Alles war so ruhig und friedlich. Keinen Laut hörten wir, noch nicht einmal Vögel zwitscherten. Wir machten uns wieder auf dem Weg und wurden bald wieder vor eine neue Herausforderung gestellt. Kaum hatten wir diese gemeistert, konnten wir in der Ebene endlich etwas schneller fahren. Dort begegneten uns zwei offene Landis mit je 3 verwegenen Typen darin. Uns war es bei dem Anblick dieser Leute nicht mehr so wohl und wir hofften, dass sie uns nicht folgen würden. Wieder gab es eine steile Fahrt über einen Bergrücken, danach wieder eine lange gerade Ebene.

Langsam wurde es wieder dunkel und es wurde Zeit einen guten Platz zu suchen. Heute legten wir besonderen Wert darauf, denn die Typen von vorhin hatten kein gutes Gefühl bei uns verursacht.

In einem trockenen Flussbett fanden wir zwischen den Büschen ein gutes Versteck. Wir verwischten unsere Spuren. Später brietten wir uns Rösti mit Spiegelei, das richtige Essen fürs Sechseläuten. (ein Fest in Zürich)

Dienstag, 13.09.2005

Von Lucira bis kurz vor Namibe

Zeitig waren wir aufgestanden und haben etwas Hausputz betrieben. Die Nacht war sehr ruhig gewesen, kein einziger Laut war zu uns in die Wohnkabine gedrungen. Kein einziges Auto hatte die Strasse passiert. Wir waren auf breiter Flur allein in der Wildnis. Die Stille war unüberhörbar und zu gleich sonderbar. In unserer zivilisierten Welt ist man dies nicht mehr gewöhnt. Unsere einzigen Nachbarn waren drei Perlhühner.

Wir fuhren los und machten uns wieder auf den Weg. Anfangs war die Piste noch gut, doch der Pistenzustand änderte sich schon bald, die nächste Steigung lag vor uns. Der Weg vor uns gabelte sich und wir wählten die rechte Piste, da uns diese Auffahrt weniger steil und steinig erschien. Mit Untersetzung im Kriechgang kletterte Snoopy den Berg hoch. Oben angekommen, ging es auch schon bald wieder nach unten. Wieder gab es eine Weggabelung und wieder wählten wir die rechte Piste. Doch dieses Mal hatten wir Pech. Der Weg wurde sehr steil und zu allem Übel auch noch ziemlich schräg. Wir hatten so unsere Zweifel, ob wir die Tour bis unten hin schaffen. Charly lenkte Snoopy zum Abhang, das Auto musste gerade den Abhang hinunter und wir kratzten gerade noch so die Kurve. Snoppy war zeitweise in einer bedenklichen Schräglage und mein Herz stand fast still. Pures Adrenalin schoss in meine Venen und meine Hände wurden feucht. Es gab nur diese Möglichkeit! Charlys Rechnung ging aber auf und wir schafften es unbeschädigt den steilen Hang hinunter zu fahren. Der linke Weg wäre genauso steil gewesen und wesentlich felsiger, dafür aber wies er keine Schräglage auf. Obwohl dieser Weg anfangs gefährlicher ausgesehen hatte, wäre er im nachhinein doch der einfachere gewesen.

Charly hatte natürlich meine Nervosität bemerkt. Als wir über den nächsten Bergkamm fuhren, sahen wir am rechten Pistenrand ein paar ausgebleichte Knochen liegen und Charly scherzte, dass dies die Überreste vom letzten Touristen seien.

Wenig später konnte ich dann wieder relaxen, denn wir fuhren nun über eine Ebene und die Piste war weich zu fahren. Leider sahen wir unterwegs eine kleine Ziege, die auf dem Boden lag und zappelte. Wir hielten an um nachzusehen was los war. Wir halfen dem Tier wieder auf die Beine zu kommen, doch waren die Beine sehr wackelig. Ich lief rasch zum Auto und holte etwas Wasser. Die Ziege trank vorsichtig, doch auch gierig. Bedauerlicherweise war dies aber nicht das Problem, denn die Ziege hatte bald einen neuen Anfall. Sie streckte den Kopf ganz weit nach hinten und hatte Zuckungen. Ihre Hängeohren waren voller Zecken und wir vermuteten, dass sie wahrscheinlich eine Art Zeckenfieber hatte. Schon bald torkelte sie wieder und drehte sich so lange im Kreis, bis sie wieder auf dem Boden lag. Das einzige was wir noch für sie tun konnten war, sie in den Schatten zu legen und noch etwas Wasser zu geben. Sie zu töten brachten wir beide nicht übers Herz. Der Hirte war weit und breit nicht zu sehen.

Wenig später kamen wir an einem primitiven Dorf vorbei. Die Menschen lebten hier in Strohhütten und eine Frau hatte ihre Brüste mit drei Hanfschnüren nach unten gebunden. Die Menschen haben hier zwar kein Geld, doch hatten sie Kühe und Ziegen. Auch etwas Ackerbau wurde

betrieben.

Der Weg nach Lucira führte wieder einen sehr steilen und steinigen Abhang hinunter. Wasser von der letzten Regenzeit hatte ein Stück von der Piste weggeschwemmt und wir waren froh, dass die Spuren gerade noch Snoopys Breite hatten. Die Berge waren nun höher und die Felsen hatten verschiedene Farben. Eine wunderschöne Landschaft, die man sich aber verdienen musste. Heil unten angekommen, trauten wir unseren Augen nicht. Eine alte, aber gute Teerstrasse führte weiter nach Süden.

Später mussten wir einen kurzen Stopp machen, da wir von einem Felsen an unserem grossen Reservetank einen Schlag abbekommen hatten. Nun war das Schutzblech verbeult und die Delle rieb am Tank. Wir bauten den Schutz aus und schlugen es wieder gerade. Nachdem alles wieder montiert war, konnte es weiter gehen.

Die schöne Teerstrasse war bald von vorerst vereinzelt und dann später zahlreichen Schlaglöchern geziert. Wieder kamen wir nur langsam voran. Die Landschaft aber entschädigte uns und wir hielten öfters, um diese schöne Gegend zu geniessen und um Fotos zu schiessen.

Fast alle Brücken waren weggeschwemmt worden und wir mussten auf Umgehungspisten durch die trockenen Flussbette fahren. Auch hier waren die Leute bettelarm und lebten in einfachsten Strohhütten. Dennoch bepflanzten sie fleissig ihre Felder, so dass sie nicht Hunger leiden mussten. Sie winkten uns immer freudig zu, trotz ihrer Armut und des lang andauernden Krieges waren sie nicht verbittert worden.

Diese Lochstrasse führte uns nach San Nicolau. Das Panorama dieser Bucht war grandios. Einfach traumhaft und ausser ein paar Fischern menschenleer. Das Meer hatte eine herrliche azurblaue Farbe, während die Steilküste im Hintergrund hellbeige leuchtete.

Der Strand war verlockend, doch die Angst vor Minen liess uns weiter auf der schlechten Teerstrasse bleiben.

Das Dorf machten einen guten Eindruck und auch hier wurde fleissig Ackerbau betrieben. Die Menschen lebten in einfachen Häusern und kümmerten sich nicht weiter um uns. Wir mussten durch das Fischerdorf fahren, da wiederum ein Stück Strasse fehlte. Am Strand hatten die Fischer ihre ärmlichen Hütten aufgestellt und wieder winkte man uns zu und zeigten mit dem Daumen nach oben. Nach dem Dorf kamen wir erneut auf die Teerstrasse und bald befanden wir uns auf einer alten, aber sehr guten Teerstrasse. Die Ränder waren nicht mehr ausgebrochen und es gab keine Schlaglöcher mehr. Ist das die Möglichkeit? Wir scherzten, dass diese Strasse wahrscheinlich noch von den Russen stammte, als diese noch Geld hatten. Die Landschaft war auch hier sehr beeindruckend und wir mussten öfter mal einen Fotostopp einlegen.

Die Gegend wurde immer trockener und wüstenhafter. Wir hatten nun die Berge hinter uns gelassen und befanden uns auf einer Hochebene. Wir suchten uns wieder einmal einen guten Platz für die Nacht. Wir bemerkten dabei, dass es nun eine neue Pflanzenwelt um uns herum gab. Nur spärlich war die Vegetation hier, doch gab es seltsame Pflanzen. Hier fanden wir eine Art Miniatur-Bäume, die aussahen wie umgedrehte, dicke Wurzeln. Die zierlichen Blüten waren hellgrün, während die wenigen Mini-Blätter rötlich waren. Die Bäumchen schälten sich und die Haut sah aus wie

Pergamentpapier, sie war zart durchscheinend und sehr zäh.

Einen verborgenen Platz konnten wir nicht finden in der Hochebene. Egal wo wir uns hinstellten, man konnte uns schon von weitem sehen. Unwesentlich, dachten wir, viel Verkehr wird hier wohl nicht sein - und schon brausten zwei Autos vorbei. Auch in der Dunkelheit sahen wir noch ein - zwei Fahrzeuge, doch dann war es auch schon vorbei mit der Rushhour.

Wir kochten Reis und öffneten dazu eine Büchse Chili con Carne aus Frankreich. Selber gemacht schmeckt es viel besser, aber ohne Kühlschrank hält sich leider kein Fleisch.

Mittwoch, 14.09.2005

Namibe und im Park Reserva de Namibe

Der Morgen danach – Charly hatte eine geschwollene Backe. Dann schwoll auch noch die linke Unterlippe. Man konnte richtiggehend zusehen, wie auch die Unter- und Oberlippe dicker wurden. Im Chili vom Vortag war wieder einmal ein Konservierungsmittel drin gewesen, auf das er allergisch reagierte. Wir hatten schon ein-, zweimal bemerkt, dass er nach dem Verzehr von französischen Fleischprodukten im Gesicht anschwellt. Doch so schlimm wie heute war es nur in der Schweiz gewesen, als er zu viel Studentenfutter gegessen hatte. Die Unterlippe war dick und rot. Man hatte den Eindruck, als ob sie gleich platzen würde. Charly war sauer und fragte sich selbst – wieso immer ich?

Wir hatten in der Notfallapotheke noch Histamintabletten, die ich ihm nun gab. Mit dieser Schwellung, die natürlich auch schmerzhaft war, konnten wir natürlich nicht weiterfahren. Charly legte sich etwas hin, während ich etwas im Namibia Buch schmökerte. Draussen war es kalt, wir hatten nur noch 24 °C und ein kühler Wind wehte vom Meer her.

Gegen Mittag ging die Schwellung endlich wieder zurück, da die Tabletten nun langsam ihre Wirkung taten.

Wir assen etwas, dann fahren wir los. Die Gegend war immer noch unendlich flach und die Strasse blieb wie sie war, alt und gut. Nach nur 34 km hatten wir die Kreuzung nach Namibe erreicht. Grosse Hinweisschilder zeigten den Weg an und eine neue Teerstrasse führte uns nach Namibe. Unterwegs haben wir wieder schöne Cañyons gesehen.

Namibe war beeindruckend sauber und eine breite Strasse mit Palmen führte durch das kleine, hübsche Städtchen. Viele Weisse hatten wir hier entdeckt. Keine Ahnung was die hier tun, doch die Stadt machte einen emsigen Eindruck auf uns. Es herrschte eine Art Aufbruchstimmung. An der Tankstelle standen die Autos Schlange. Viele neue rechtsgesteuerte Fahrzeuge, Importgut aus den südlichen Nachbarnländern.

Da Namibe nicht gross war, waren wir auch schon bald wieder draussen, nachdem wir einen kleinen Abstecher zu Hafén gemacht hatten.

Die gute Teerstrasse blieb uns erhalten. Links und rechts alles flach und sandig. Wir fuhren durch die Landschaft und plötzlich bemerkte ich, dass da ja Welwitschias waren. Diese Pflanzen sind recht eigenartig und wir kannten sie schon von unserem letzten Besuch in Namibia vor 4 Jahren.

Es gibt männliche und weibliche Welwitschias. Die Pflanze deckt ihren Wasserbedarf mit dem morgendlichen Tau, der aufgrund der Küstennähe morgens alles benetzt. Grosse dicke grüne Blätter und in der Mitte die eigenwilligen Blüten. Natürlich wurden wieder Fotos gemacht.

Weiter ging die Fahrt und wir durchfuhren eine interessante Hügellandschaft. Die Berge allerdings waren kahl und erodiert. Die verschiedenen Sedimente gaben den Steinschichten ein schönes Farbenspiel. Grandios.

Nachfolgend wieder monotone, topfebene Wüstenlandschaft. Wir fragten uns schon, ob es sich wirklich rentiert weiter in Richtung Tombua zu fahren, welches ursprünglich mal Porto Alexandre geheissen hatte. Charly kannte den Namen schon, vom Touratech. Das Kartenmaterial für diese Software stammt von den Russen und da diese natürlich schon eine ganze Zeit nicht mehr aktuell sind, stehen manchmal noch die alten Ortsbezeichnungen drinnen.

Wir beschlossen umzudrehen und uns im Park Reserva de Namibe einen Nachtplatz zu suchen. Wieder kamen wir an den zerschossenen Häusern vorbei, welche nun nur noch Ruinen waren. Wie überall in Angola, waren auch hier die alten Beton-Wegweiser als Zielscheibe benutzt worden. Zahlreiche Einschusslöcher zeugten davon. Der Krieg muss hier ganz schön getobt haben.

Wir fuhren ein kurzes Stück auf der Rüttelpiste bis kurz vor S. Joao do Sul. Hier hatten wir eine fantastische Aussicht auf die kargen trockenen Berge. Rechts im Tal war ein grosser blauer See, welcher ein Kontrast zur wüstenhaften Umgebung. Die Landschaft war wieder einmal phantastisch und wir waren begeistert.

Wir fuhren die steile Piste hinunter und suchten uns inmitten der eigenwilligen Hügellandschaft ein schönes Plätzchen zum Schlafen. Leider wurde der Sonnenuntergang von Wolken gestört und wir konnten nicht das erhoffte Foto schiessen.

Donnerstag, 15.09.2005

Im Park Reserva de Namibe und weiter nach Lubango

Viel zu früh hatte der Wecker geklingelt, denn der Himmel war noch bedeckt und die Sonne schien noch nicht so richtig. Da wir unseren Snoopy direkt neben einen Baum parkiert hatten, konnten wir vom Fenster aus die Vögel beobachten, wie sie auf den Ästen herum turnten und dabei zwitscherten. Ab und zu hatten wir den Eindruck sie wollten bei uns durchs Fenster schauen. Gegen 8:30 Uhr sind wir schliesslich abgefahren, weiter in Richtung Süden.

Die erste Überraschung, - Flamingos hatten den See bevölkert und stolzierten graziös in der Nähe des Seeufers herum. Friedlich durchsiebten sie das flache Wasser. Wir fuhren weiter und passierten ein Dorf mit ärmlichen Hütten. Die Leute zeigten uns den erhobenen Daumen und winkten uns zu. Zwei Buben schauten uns zu, wie wir vom See ein paar Aufnahmen machten. Sie waren nur neugierig und bettelten nicht, trotz ihrer offensichtlichen Armut. Wir fuhren weiterhin dem fantastischen Panorama entgegen. Bizarre Berge in einer unwirklich erscheinenden Umgebung. Immer wieder mussten wir für einen Fotostopp anhalten. Ein Vogel kam und flatterte

vor unserem Auto herum. Er stand förmlich in der Luft und schaute zu uns herein, und dass über längere Zeit. Wir trauten uns kaum zu bewegen und hielten den Atem an. Was der wohl gewollt hatte?

Da wir alleine unterwegs waren und hier in der Gegend kein Verkehr war, hatten wir bedenken weiterzufahren. Wir wollten kein unnötiges Risiko eingehen, obwohl die Landschaft sehr reizvoll war. Wir entschieden uns also umzukehren und zurück über Namibe weiter nach Lubango zu fahren.

In Namibe legten wir einen kurzen Stopp ein, um Geld zu wechseln und zu tanken. Danach fuhren wir wieder die breite Strasse mit der schönen Palmenallee zurück in Richtung Lubango. Die Strasse war in einen hervorragenden Zustand und ziemlich neu.

Je näher wir nach Lubango kamen, desto bergiger wurde die Umgebung. Steile schroffe Berge ragten in die Höhe. Wir trauten unseren Augen nicht, da mussten wir tatsächlich ca. 40 km vor Lubango eine richtige Passstrasse hochfahren. Die war so perfekt ausgebaut, wie in der Schweiz. Die gute Teerstrasse führte in engen Haarnadel-Kurven den Berg hinauf. Wir hatten gerade einen Kleinlaster überholt, als wir in einer scharfen Rechtskurve ein Pannendreieck erkannten. Wir hielten an und fragten den Portugiesen, was für ein Problem er hätte. Sein Motor war überhitzt, da der Ventilator vor dem Kühler nicht mehr funktionierte und nun benötigte er dringend Wasser. Wir füllten ihm den Kanister mit unseren letzten Wasserreserven auf. Der Mann bedankte sich und wir fuhren weiter. Wir waren von der Aussicht begeistert und hielten wieder einmal um ein Foto zu schiessen. Der Portugiese fuhr hupend und winkend an uns vorbei. Wenige Kilometer weiter stand er dann schon wieder am Strassenrand. Wieder hielten wir an und gaben ihm Wasser, danach fuhren wir weiter nach Lubango. Die Höhenmeter stiegen auf 1'700m, dann auf 1'800m, und weiter auf 1'900m, schliesslich bei 2'027m hatten wir die Passhöhe erreicht. Die Polizeikontrolle, die in anderen Reiseberichten erwähnt wurde, fand nicht statt. Als man uns kommen sah, öffnete man uns sofort die Schranke. Wir winkten freundlich und schon waren wir vorbei.

Wo es rauf geht, geht es auch wieder runter. Auf der anderen Seite auf ca. 1'800m ü.M. lag Lubango vor uns. Ein europäisch-wirkendes Städtchen, in dem auch viele Weisse leben. Kein Müllberg, alles war sauber und ordentlich. Wir kamen an einer katholischen Mission vorbei und fragten nach, ob wir dort schlafen könnten. Der nette Pater hatte aber keine Möglichkeit uns dort schlafen zu lassen. Nett erklärte er mir, dass es eine weitere Mission gäbe und wo diese zu finden war. Wir fuhren also zurück bis zur Ngola Bierreklame und bogen rechts ab. Zirka 5 km später fuhren wir an der grossen Bierbrauerei Ngola vorbei und gleich darauf auch an der Coca Cola Fabrik. Nun war es nicht mehr weit. Auf der linken Seite fanden wir wenig später die gesuchte Mission La Salette. Wir fragten höflich nach, ob wir dort übernachten könnten. Nach anfänglichem zögern, war es dann doch nicht mehr so kompliziert. Wir erfuhren, dass hier ein Pater Josef aus Lichtenstein sei, welchen wir auch gleich darauf besuchten. Der 82-jährige Pater lebte schon seit 51 Jahren in Angola und hatte ganz schön was mitgemacht während des Krieges. Er lud uns zu einer Cola ein und wir plauderten sicher fast zwei Stunden mit dem noch aktiven Geistlichen. Er hatte sichtlich Freude mal wieder Schweizerdeutsch sprechen zu können.

Anschliessend fuhren wir in die Stadt, da wir noch ein paar Besorgungen zu machen hatten. Die Supermärkte waren nicht sehr üppig ausgestattet, doch

verhungern muss hier keiner. Die Preise waren moderat. In der Metzgerei machte ich auch kurz Halt, doch beim Anblick des Fleisches, wurde ich sofort wieder Vegetarierin.

Zurück in der Mission kochten wir unser Abendessen und probierten dazu das Ngola Bier. Etwas herb, aber geschmackvoll. Es klopfte an unserer Tür und zwei Priester standen vor uns. Den einen kannten wir schon, bei ihm hatten wir angefragt, ob wir bleiben könnten. Der andere war der Chef der Mission. Er sprach sehr zu unserem Erstaunen sehr gut deutsch. Er war auch schon in der Schweiz gewesen und so unterhielten wir uns ein wenig.

Diese Nacht hatten wir nicht so gut geschlafen, wahrscheinlich wegen der Höhe. Wir waren so lange immer auf Meereshöhe gefahren und nun befanden wir uns plötzlich auf ca. 1'800m, da muss sich unser Organismus erst einmal umstellen.

Freitag, 16.09.2005

In Lubango

Wir hatten lange keine Rast mehr gemacht und hatten deshalb beschlossen einen gemütlichen Tag einzulegen. Wir genossen es, endlich einmal wieder eine warme Dusche zu haben und gaben uns ausgiebig der Körperpflege hin, so dass wir danach wieder etwas zivilisierter aussahen. Anschliessend konnten wir unsere Wassertanks wieder auffüllen, denn die waren schon bedenklich leer geworden. Snoopy wurde auch etwas gereinigt, danach nahmen wir es gemütlich. Von unserer Tür aus konnten wir den Arbeiterinnen und Arbeiter auf dem Feld zusehen, wie sie das kleine Feld mit Haken bearbeiteten. Die Frauen holten richtig aus und krampften sich einen ab, während die Männer eher lustlos mit den Haken umgingen.

Am späteren Nachmittag kam der Pater, der uns aufgenommen hatte und zeigte uns die Mission. Die Gästehäuser, die Häuser der Geistlichen und der Novizen. Alle Häuser waren in einem Kreis angelegt und in der Mitte hatte man ein offenes Gebäude errichtet, in dem man Spiele wie z.B. Schach spielen konnte. Weiter ging es zur Schreinerei und zur grossen Kapelle. Der Weg führte uns an einen kleinen Stausee vorbei. Auf dem oberen Gelände wurde Ackerbau betrieben und auch eine Schweinezucht gab es dort. Viele kleine, süsse Ferkel schauten uns an. Die waren so niedlich, am liebsten hätte ich eines eingepackt.

Der Priester erzählte uns, dass die Mission von der Schweizer Katholischen Kirche gesponsert worden war und ein Schweizer Architekt alles entworfen und überwacht hatte. Ein Bauunternehmen aus Namibia hatte dann die Mission gebaut. Alles war sehr ordentlich und sauber.

Bis wir den Rundgang beendet hatten, war es bereits dunkel geworden und wir liefen zum Auto zurück.

Zu unseren Spaghetti genehmigten wir uns ein Schlückchen Wein aus dem Tetrapack. Dieser hatte uns dann so müde gemacht, dass wir schon um 21 Uhr schlafen gingen. Um 2 Uhr morgens waren wir wieder hell wach, wahrscheinlich war der schöne Vollmond dafür verantwortlich.

Samstag, 17.09.2005

Lubango – Tundavala – Weiter nach Süden

Da wir uns die halbe Nacht um die Ohren geschlagen hatten, waren wir natürlich am anderen Morgen viel zu müde, um früh aufzustehen. Beim Zusammenpacken kam uns noch der Pater Josef besuchen. Wir zeigten ihm unser Auto und er war beeindruckt. Wir erzählten ihm, dass wir nach Tundavala fahren möchten und er erzählte uns, dass dies das Grab der Unschuldigen sei. Während des Krieges wurde die Menschen von der Gegenpartei einfach eingesammelt, in einen Container gepfercht und anschliessend die steile, tiefe Schlucht hinabgeworfen. Wie grausam Menschen doch sein können, doch wir waren uns einig, dass es in Europa mindestens ebenso grausam war während des Krieges, wenn nicht schlimmer.

Wir verabschiedeten uns und fuhren die holprige Piste hoch zur Tundavala.

Die Schlucht ist sehr – sehr – sehr tief. Gott sei Dank hatte man bei den Aussichtspunkten ein paar Geländer gemauert, so dass wir uns ohne Risiko dem steilen Abbruch nähern konnten. Wir konnten es drehen und wenden wie wir wollten, doch wir bekamen die Schlucht und das tief unten liegende Tal einfach nicht auf ein Foto. Alles waren nur Ausschnitte, einen richtigen Eindruck bekommt man erst wenn man selbst davor steht. Die Aussicht in die Ebene war bombastisch und die in die unendliche Tiefe der Schlucht furchterregend.

Auf der anderen Seite der schmalen Schlucht hörten wir Geräusche und erkannten bald darauf ein paar Affen, die auf den Felsen und Bäumen herumtobten. Wir holten gleich unseren Feldstecher heraus und machten uns auf die Pirsch. Die Affen hatten inzwischen schon gemerkt, dass sie beobachtet wurden und bewegten sich nur noch mit Vorsicht. Immer wieder schauten sie unsicher zu uns herüber. Charly bemerkte, dass die Männchen blaue Eier haben. Wo der wieder hinschaut. ;-)

Zwischen den Felsspalten sahen wir auch unser erstes Dassie auf dieser Reise. Diese Nagetiere werden auch Klipschliefer genannt. Wir hatten auf unserer letzten Reise ganz viele von diesen drolligen Tierchen auf dem Tafelberg in Kapstadt angetroffen.

Dies war für uns ein Zeichen, dass wir uns nun definitiv dem südlichen Afrika nähern.

Wir konnten uns an dem Panorama gar nicht satt sehen, so beeindruckend empfanden wir es.

Da wir aber noch weiter wollten, mussten wir uns wohl oder übel von diesem imposanten Ort trennen.

In Lubango wollten wir eigentlich noch auftanken, doch an der einzigen anständigen Tankstelle sind wir vorbei gefahren, in der Annahme, dass da sicher noch mehr Tankstellen am Ortsausgang sein werden. Falsch gedacht! Keine einzige Tankstelle weit und breit, dafür wieder ärmlich Hütten mit Wellblech. Die Dächer waren mit Steinen beschwert worden, damit das Blech nicht weggeweht werden kann. Gewaschen haben sich die Menschen in kleinen Tümpeln oder Rinnsalen neben der Strasse.

Auf der einen Seite haben wir aufgemotzte Autos gesehen, die darauf

hindeuten, dass es in Lubango auch viel Geld geben muss und auf der anderen Seite diese Armut. Wir hoffen, dass der krasse Gegensatz mit den Jahren verschwindet.

Die gefürchtete Strecke nach Namibia lag nun vor uns. Gefürchtet, wegen seinen unendlich vielen und sehr tiefen Schlaglöchern. In einem Reisebericht hatten wir gelesen, dass sie das Gefühl gehabt hätten, den ganzen Tag den Bordstein rauf und runter gefahren zu sein. Nun so schlimm haben wir die ersten 100 km nicht erlebt. Weite Strecken wurden inzwischen mit Erde aufgefüllt, so dass die Löcher nicht mehr so tief waren. Zwischendurch gab es natürlich auch ein paar von der Sorte Plombenzieher, doch konnten wir mehrheitlich gut ausweichen. Später wurde die „Teer“-Strasse dann doch noch stressiger. Schlagloch an Schlagloch – ein Entrinnen gab es nicht. Links und rechts von der Fahrbahn hatten sich tiefe Fahrspuren eingegraben, damit man wenigstens ein paar Löcher auslassen konnte. Snoopy war häufig in Schräglage, da wir oft mit einer Radseite auf dem Teer fuhren und mit der anderen auf den schmalen Fahrspuren. Einige Kinder hatten sich darauf spezialisiert, die Löcher mit etwas Erde zu füllen und dann von den Autofahrern Geld dafür zu fordern. Es fiel uns wie immer auf, dass sie erst aufsprangen und Erde in ein Loch schaufelten, wenn sie ein Auto herannahen hörten. Eilig wurde dann geschaufelt und Geld gefordert. Emsig gearbeitet wurde hier nicht.

Kurz vor Chibemba fanden wir wenige Meter neben der Strasse ein verstecktes Örtchen zum Übernachten. Viele Möglichkeiten zum Übernachten gab es hier nicht. Überall trafen wir auf Dörfer und Menschen. Einige Frauen waren in traditioneller Weise gekleidet, das heisst, sie waren mit bunten Schmuckketten um den Hals gekleidet, trugen ihre Haare seltsam gedreht und waren barbusig.

Die Vegetation war dicht und nur selten führte eine Piste hinein, da hier die meisten Leute zu Fuss unterwegs waren. Viele Baobab-Bäume und einige Kakteen waren links und rechts der Strasse zu sehen. Der Boden war karg und trocken.

Sonntag, 18.09.2005

Weiter bis an die Grenze und Grenzübergang nach Namibia

Schon um 5:30 hörten wir die Rufe der Hirten. Da wir sowieso nicht mehr schlafen konnten, entschieden wir gleich aufzubrechen und der holprigen Strasse zu folgen. Die Schlaglöcher reihten sich auch heute wieder aneinander. Oft gab es kein Entrinnen. Die Löcher waren gross und tief. Wir konnten wieder die Fahrspuren neben der sogenannten Teerstrasse benutzen und so einigen schlimmen Stellen gut ausweichen. Leider mussten wir oft in ziemlicher Schräglage fahren, wenn die Löcher zu schlimm wurden. Mit einem LKW kann man den Löchern weniger gut ausweichen. Die entgegengerichteten LKWs krochen förmlich auf der Strasse. Schritttempo war noch zu schnell für sie. Nach ein paar schlimmen Etappen kamen aber auch wieder gute Streckenabschnitte, so dass wir alles in allem gut voran kamen. Ein schöner schattenspendender Baum lud uns zu einer Pause ein. Wir machten Frühstück und ruhten uns etwas aus. Plötzlich waren wir in mitten einer Kuhherde. Der Hund des Hirten hatte wohl unser Büchsenfleisch gerochen und hat gleich vor unserer Tür Platz genommen. Die Büchse war aber bereits geleert und so wartete der Arme vergebens. Dieses

beeindruckte ihn jedoch nicht weiter, denn nach kurzer Zeit sprang er auf und folgte seinem Hirten, der bereits weitergezogen war.

Die grosse Brücke vor Xangongo war schon vor längerer Zeit eingebrochen und schmale Stahlbrücken ersetzten nun diese. Der Kunene war breit und die Menschen nutzten den Fluss zum Baden, Waschen und als Viehtränke.

Eine halbwegs anständige Teerstrasse führte nachfolgend nach Ondjiva. Unterwegs standen einige betagte Panzer und Militärfahrzeuge am Strassenrand, die wohl einfach aufgegeben worden waren und nun an Ort und Stelle vor sich hin rosten.

Die Tankstellen unterwegs machten keinen guten Eindruck auf uns, weshalb wir beschlossen in Ondjiva nochmals die günstigen Dieselpreise zu nutzen und voll zu tanken.

In Ondjiva hatten wir dann aber Pech, denn es gab keinen Diesel mehr! Wir hatten die Taschen noch voller Kwazas und konnten diese nun nicht ausgeben, denn der Supermarkt hatte ebenfalls geschlossen, da heute Sonntag war. Die einzige Möglichkeit an Diesel zu kommen, wäre aus irgendwelchen dubiosen Plastikkanistern gewesen. Diesen trauten wir aber nicht und so wollten wir die übrigen Kwazas in Namibische Dollar umtauschen. Die Geldtauscher stürzten sich förmlich auf uns, doch der Kurs war zu schlecht und so behielten wir unsere Kwazas.

Leicht verärgert fahren wir weiter in Richtung Grenze. Unsere Minen hellten sich aber schlagartig auf, als wir eine brandneue Tankstelle kurz vor dem Schlagbaum in Santa Clara sahen. Bedauerlicherweise war eine Schnur vor dem Eingang gespannt. Eigentlich ein Zeichen das geschlossen war, doch ich ging trotzdem fragen, da ein Kleintransporter gerade diverse Kanister befüllen liess. Wir hatten Glück und wir durften auch reinfahren. Nun konnten wir doch noch alle unsere Tanks mit dem günstigen Diesel von Angola voll tanken. Nur 29 Kwazas (26 Eurocent) kostet der Liter Diesel in Angola und nebenbei bemerkt kostet das Benzin auch nur 40 Kwazas. Da lachte unser strapaziertes Reisebudget wieder. Überall in Angola galt der gleiche Preis, dass heisst die Treibstoffpreise wurden von der Regierung wahrscheinlich vorgeschrieben.

Wir waren noch am Tanken, da kam schon ein Schlepper an und wollte uns helfen die Grenzformalitäten schneller zu erledigen. Wir lehnten ab, mit der Begründung, dass wir genügend Zeit mitgebracht und schliesslich Ferien hätten. Er liess sich aber nicht abwimmeln und versprach nach dem Schlagbaum auf uns zu warten.

Diverse Geldtauscher versuchten vergeblich mit uns ins Geschäft zu kommen, denn wir hatten nun unsere Kwazas bereits gut angelegt.

Kaum hatte sich der Schlagbaum hinter uns geschlossen, stand tatsächlich der Schlepper von vorhin wieder da. Aufdringlich bot er erneut seine Dienste an. Wir lehnten erneut ab.

Ein Grenzbeamter wies uns leider zum falschen Schalter und prompt stand der Typ wieder da und meinte, auch wenn wir seine Dienste nicht wollten, so werde er uns nun doch den richtigen Schalter zeigen.

Dem Beamten hinter dem Schalter war seine Anwesenheit nicht recht. Charly musste den Typ richtig zur Seite drängen, damit er dem Beamten zeigen

konnte, wo er den Stempel für die Ausreise machen musste. Reibungslos wurde das Carnet ausgefüllt und abgestempelt. Weiter ging es nun zur Immigration. Leider war gar nichts ausgeschildert und man musste raten wohin man zu gehen hatte. Der Schlepper war aber schon wieder parat und führte uns zielstrebig zur Immigration. Dort war aber keiner. Er ging in ein anderes Büro, doch auch da war keiner. Er rief lautstark nach einer Person, doch es meldete sich niemand. Der Typ kannte sich aber aus, denn auf der Rückseite des Gebäudes war nochmals eine Immigrations-Stelle. Da behauptete er, dass wir eine Gebühr für die Stempel zu zahlen hätten. Wir lachten ihn aus und gaben ihm klar zu verstehen, dass wir nicht bereit sind auch nur einen einzigen Kwaza für irgendeinen Stempel zu zahlen.

Der Beamte hinter der Glasscheibe trug wie üblich alle unsere Daten in ein Buch ein. Wir mussten einen Zettel ausfüllen und schon hatten wir unseren Ausreisestempel im Pass. Kostenlos versteht sich.

Der Schlepper jammerte nun herum, dass wir ihm doch etwas Geld für seine Dienste geben sollten und verlangte unverschämte 5 US\$. Da er sich bei der Immigration doch für uns eingesetzt hatte, gaben wir ihm schliesslich pro Person 1 US\$. Damit war er überglücklich und er bedankte sich überschwänglich bei uns. Wir stiegen ins Auto und fuhren zum Schlagbaum, welches eigentlich nur eine Schnur war. Also eine Schlagschnur ;-)

Dort wollte man nochmals den Stempel im Carnet sehen und schon war alles erledigt und wir konnten Angola verlassen.